

# Das Geheimnis der Inka-Kultur

## Ein Riesenreich von 300 Millionen Menschen / Ingenieurbauten, die noch heute vorbildlich sind

Genau eigenartige Vorstellungen sind über das Reich der Inkas verbreitet, das bis zur spanischen Eroberung in Südamerika bestanden hat. Es ist nur allgemein bekannt, dass die Inkas in Peru grosse Schätze an Gold, Silber und Juwelen zurückgelassen haben; ebenso wundervolle Ruinen von Festungen und Schlössern, Tempeln, Brücken und Aquädukten.

Wer waren eigentlich die Inkas, und woher stammten sie?

Genau genommen, waren die Inkas die Beherrscher Perus bis zur spanischen Eroberung; es gab ihrer nur eine kleine Anzahl und sie allein waren die Führer; ihre 300 Millionen Untertanen sind die Quichuas gewesen. Das heutige Peru hat eine Einwohnerzahl von etwas mehr als fünf Millionen, während die Bevölkerungszahl des Inkareiches zwischen 200 bis 300 Millionen schwankte.

Das Inkareich währte, wie ich feststellen konnte, 3000 Jahre. Es erstand etwa 1500 Jahre vor Christi und wurde von Pizarro im Jahre 1531 n. Chr. erobert. Die Flagge des Inkareiches wehte über einem unendlich grossen Gebiet, vom Anasmayaström, nahe bei Puzo in Columbia, bis zum heutigen Valparaiso und weit nach Bolivien, Argentinien und Paraguay hinein zog sich dieses Reich.

Die Inkas erbauten die grossartigsten Pyramiden, die die Welt jemals gesehen hat. Auch im Brückenbau stehen sie auf erster Stelle. Mit ihren Bewässerungsanlagen konnten sich keine anderen des gesamten Altertums auch nur vergleichen. Heute noch werden in Südamerika zur Bewässerung Kanäle benützt, die damals von den Ingenieuren der Inka erbaut wurden. Tatsächlich reisen amerikanische Ingenieure auch heute noch nach Peru, um dort das Bewässerungssystem zu studieren.

Übrigens findet man auf dem Jun-Plateau in Peru wunderbare Brücken und andere Ueberreste aus der Inkazeit, die den wenigsten bekannt sind. Um nur ein Beispiel ihrer Ingenieurlust zu geben, möchte ich den grossen Chira-Kanal erwähnen,

der zwischen Peru und Ecuador liegt. Er ist 87 Meilen lang, 60 Fuss breit, 30 Fuss tief und bewässert die ungeheuren Pampas von Chira, ein Gebiet, das grösser ist als Süd-Californien.

Auch wundervolle Paläste und Festungen wurden von den Inkas angelegt. Sie waren nicht nur grossartige Ingenieure, sondern auch ebensolche Handwerker und Künstler. Ihre Meisterschaft im Bergbau und in der Metallbearbeitung ist erstaunlich. Sie verwandten Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Zink und Bronze, das bekanntlich eine Verbindung von Kupfer und Zinn ist. Die Speere hatten bronzenen Spitzen und die Aexte waren aus gleichem Metall. Obwohl die Axt ihre liebste Waffe war, bedienten sie sich auch des Pfeils und des Bogens. Die Bronzezeit reicht ziemlich bis in die Zeit des ersten Inkaherrschers, also 1500 v. Chr. zurück.

Das Reich der Inkas hatte eine Art platonisch-utopistischen Staatsystems. Die Inkas selbst waren die Herrschenden. Der oberste Fürst war der Sapa Inka, dessen Abstammung vom Sonnengott hergeleitet wurde. Seine nächsten Anverwandten, die die höchsten Staatsstellen bekleideten, waren gleichfalls reine Inkas. Der Thron ging vom Vater auf den ältesten Sohn über. Das Bestreben der Inkas, ihre Rasse unvermehrt zu erhalten, ging so weit, dass der Sapa Inka seine eigene Schwester zur Frau nahm.

Die Regierungsweise der Inkas war wohlwollend gegenüber ihren Untertanen und gab ihnen Sicherheit und Gerechtigkeit. Das Reich war in Provinzen oder Staaten eingeteilt. Es waren, so glaube ich, zehn. Jeder dieser Staaten war einem Gouverneur unterstellt, der den Titel Caraca führte.

Von jeder Familie wurde ein Tribut erhoben. Befreit hiervon waren Männer unter 25 Jahren; sie hatten ihren Eltern bei der Arbeit zu helfen. Jedes männliche Wesen musste seiner Militärpflicht nachkommen. Auch musste jeder Mann einen gewissen Teil seiner Zeit der Landwirtschaft widmen, es sei denn, dass er Handwerker, Juwelier, Ingenieur, Künstler, Bergarbeiter oder

für ein sonstiges Spezialgebiet ausgebildet war. Jede Frau konnte spinnen und weben, aber auch die Männer beschäftigten sich mit dieser Arbeit. Selbst heute noch kann man den wahrscheinlichen Anblick genessenen, peruanische Soldaten vorberkeimlichen Anblick genessen, die mit den Händen Wolle spinnen. Wenn eine Frau verwitwete, übernahm die Regierung die Sorge für sie. Wenn sie noch nicht zu alt war, wurde ein neuer Gatte für sie gesucht, andernfalls gab ihr die Regierung eine geeignete Beschäftigung und unterstützte sie.

Alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse, ebenso wie die Produkte des Bergbaus und des Handwerks gehörten grösstenteils dem Staat. Beamte zogen einen grossen Teil der Erzeugnisse als Tribut ein und verteilten den Rest unter die Arbeiter entsprechend ihren Bedürfnissen und ihrer sozialen Stellung. Die Bauern wurden durchaus nicht ausgeplündert oder hart behandelt. Jeder musste arbeiten und jeder Ueberschuss wurde von der Regierung nutzbringend verwendet.

Wahrscheinlich hielten die Inkas ihre Herrschaft über ein so grosses Volk nicht durch Waffengewalt, sondern durch die Macht ihrer Kultur so lange aufrecht. In dieser Kultur spielte die Religion eine höchst bedeutsame Rolle. Die Inkas glaubten an Gut und Böse, an ein Weiterleben nach dem Tode und an den Himmel. Der Inkaherrscher war unsterblich. Das heisst, wenn er erkrankte, hielt er sich von jedermann fern und verschwand. Dem Volk wurde erzählt, dass er unsterblich und seine Seele ins Paradies eingegangen sei.

Soviel über den Inkastaat. Doch wer waren die Inkas? Woher kamen sie?

Der Name Inka heisst: Kind der Sonne. Als die Inkas in Peru als Herrscher einzogen, waren ihrer im ganzen nur eine Handvoll, ähnlich wie die normannischen Eroberer, die nach Britannien einfielen. Nur war ihre Zahl vermutlich noch viel geringer, als sie in die Täler der Anden eindrangten.

Colonel John M. Sargent.

# Anekdoten um Hans von Bülow

## Zum 100. Geburtstag des grossen Musikers

Alle Kunstfreunde in Berlin werden sich gern der musikalischen, segensreichen Wirksamkeit des grossen Klavierheros und genialen Meisterdirigenten Dr. Hans von Bülow in der Reichshauptstadt, besonders als Stabführers des Philharmonischen Orchesters, erinnern.

Ein reicher Anekdotenschatz ist vorhanden aus dem Leben des berühmten Künstlers, der am 8. Januar 1830 in Dresden das Licht der Welt erblickte. Schon in seiner Jugendzeit und während seiner Studienjahre 1879 bis 1883 am Leipziger Konservatorium hörte ich viele Humoristika über Bülow, später erfuhr ich aus direkten Quellen von einigen Klavierlehrern und mir befreundeten Kammermusikern aus Meiningen, München, Hannover und Berlin manche heitere Episoden über den Meister, die ich alle damals aufzeichnete.

Bekanntlich wirkte Bülow mehrere Jahre als Hofintendant und Dirigent des Meininger Hoforchesters, das er auf die höchste künstlerische Stufe brachte. Er duldete keine Zuhörer bei den Sinfonienproben, ausnahmsweise erlaube er dies einer schon befreundeten Hofdame gelegentlich eines Beethoven-Zyklus. Am Probetage begab sich Bülow frühzeitig in das Orchesterzimmer und weichte die Musiker, besonders die beiden Fagottisten, in seinem Plan ein. Die Hofdame erschien pünktlich zur Probe. Sogleich liess der Meister abwechselnd die Fagottisten immer wieder ihre Stellen besetzen, unterbrach sie mit den Worten: „Meine Herren, sehr schön, doch der Sicherheit halber wollen Sie, bitte, die Phrase nochmals vornehmen.“ Wieder begannen die tiefen Brummtöne und die mystischen Bassfiguren. Pötzlich erhob sich die Hofdame und ging leise zur Tür hinaus. Da sprach Bülow ironisch: „Die Alte habe ich von ihrem Beethoven-Schwärm gründlich kuriert!“

Als er nach den unliebsamen Berliner Vorfällen, Zirkus Hülse betreffend — wodurch ihm der Titel Hofkaplan entzogen wurde — zum ersten Male wieder im Probestuhl des Meininger Hoftheaters erschien, hielt er an das Orchester etwa folgende Ansprache: „Meine Herren, ich habe Ihnen aus Berlin etwas Schönes mitgebracht.“ holte aus seiner Rocktasche eine lange, rote Nase hervor, wie sie zur Karnavalszeit üblich sind, setzte sie auf, klopfte mit dem Taktstock darauf mit den Worten: „Das ist die Nase, die ich in Berlin bekam, sie macht mir ausserordentlichen Spass.“ Das Orchester wälzte sich vor Lachen.

Der Tenorist Theodor Wachtel gastierte einst in Hannover in seiner Glanzrolle als „Postillon“. Mit dem Rhythmus nahm er es in der Probe nicht so genau, der Dirigent wurde nervös, bezwang sich jedoch und rief scherzend zu dem Sänger auf die Bühne: „Lieber Herr Wachtel, ein Viertel ist kein Achsel. Dieser ging liebelnd auf den Witz ein und entgegnete: „Lieber Herr Bülow, wenn Sie den Takt stets richtig schlagen, werden wir uns gut vertragen.“

Einen vom Göttergöttern besessenen Komponisten hätte Bülow in Hamburg wegen Talentslosigkeit schon einmal abgewiesen, trotzdem brachte er ihm wieder eine Orchester-Suite. Der Meister spielte eine Suite auf dem Flügel vor und fuhr den Wartenden barsch an: „Sie werden wegen fortgesetzten Diebstahls und Betruges bald ins Gefängnis wandern. Sie stehlen die Gedanken anderer Autoren und betriegen das Publikum.“

Bülow ging mit einigen Freunden im Sommer an einem Gartenrestaurant vorüber und hörte von einer Militärkapelle eine leichte Sinfonie in entsetzlicher Weise abspielen. Der ganz unfähige Leiter schlug mit beiden Fäusten ungenau den Takt. Bülow schrie wütend: „Dieser Handwerkermusiker schlägt mit seinem Kommissknüttel das klassische Werk in Grund und Boden, er soll

mit seiner Fiedel die Bier- und Kirchengesänge abstrippen, dazu passt er.“ Gelegentlich eines Aufenthaltes bei einer befreundeten Familie in einer Kleinstadt liess er sich zum Besuch eines Sängervereinskonzertes verleiern. Der Chorführer, ohne jegliche Ahnung von Gesangskultur, brachte die Mitwirkenden ausser Rand und Band. Bülow wälzte sich vor Lachen mit den Worten: „Dieser Chor ist der reinste Raubtierpark, die Soprane kreischen wie die Papageien, die Alte krächzen wie die Aesgeier, die Tenöre heulen wie die Schakale, die Bässe brüllen wie die Präriebüffel, der Menageriedirektor fuchtelt mit dem Taktstock umher wie der Löwenbändiger mit der Dressurpeitsche.“

Dass er gegen seine Schülerinnen mitunter nicht die nötige Rücksicht nahm, war ihm wegen seiner Nervosität nicht zu verübeln. Eine wenig talentierte Dame nahm er auf ihre dringende Bitte endlich in seine Meisterklasse auf, tatdelte aber heftig ihre geringen Fortschritte, und da sie stets beteuerte, sie wolle recht fleissig studieren, sagte er: „Ach was, studieren Sie lieber das Kochbuch und den Stricktrumpf recht fleissig.“

Einer baunlangen, spindeldürren Engländerin, die ein Adagio von Mozart studierte, aber es nie mit Ausdruck vortrug — dazu hatte sie noch eine recht eckige Figur — erklärte er: „Die innige, zarte Kantilene wird Ihnen nie gelingen mit ihren spitzen Knochengelenken, der Anschlag ist zu kantig und Ihren Figuren fehlt die klassische Rundung.“ Eine andere, sehr korpolente Schülerin konnte mit ihren dicken, schwammigen Fingern den leichtbeschwingenen Charakter eines Haydn-Menuettes nie erzielen, alles klang zu hart und ungeschliffen. „Sie müssen wissen“, erklärte ihr Bülow, „dass die zielreichen, eleganten Rokoko-Damen mit vollendeter Grazie und lieblicher Anmut in seidenen Ballchüben tanzten und nicht mit rohen Holzpanzern und Nilpferdklumpfüssen.“ Eine junge Dame plagte sich mit einer Polonaise von Chopin vergeblich ab, auch technisch fehlte noch viel, vor allem aber jeglicher Elan und fortschreitender Schwung, so dass der Meister ihr ärgertlich zurief: „Mehr Feuer, Leidenschaft, Glut, Verve, Kraft!“ Das Mädchen hörte erschrocken auf und war ganz niedergeschlagen. Bülow sagte



Stapellauf

Das schnellste Motor-Frachtschiff „Stralsund“ liegt in Stralsund glücklich aus

artig: „Verzeihen Sie eine indiskrete Frage: waren Sie schon einmal verlobt?“, und als es erötend dies verneinte, fuhr er teilnahmsvoll fort: „Möge Ihnen bald das reinsten Lebensglück erbühen!“

Ein recht nervöser Schüler nahm trotz wiederholter Ermahnung den Anfang der Mondschein-Sonate stets zu schnell. „Warum eilen Sie nur immer so?“, beredete ihn Bülow. „Aha, jetzt weiss ich es, der arme Beethoven konnte sicher nicht das schöne Lied „Guter Mond, du gehst so stille.“ Eines anderen Schülers Aufgabe bestand in einer Rhapsodie von Liszt; man hörte wohl, dass er fleissig geübt hatte, doch der näheren Anschauung hemmte den Vortrag, der nicht erwärmen konnte. Bülow sprach ihm Mut zu mit den Worten: „Vertilgen Sie einmal zwei Flaschen Tokajer in Ihre trockene Gurgel, dann sprüht Ihnen das Feuer aus Augen, Mund und den Fingerspitzen, und Ihre schlappen Knochen fliegen hoch in die Luft beim Czardas.“

Auf den bekannten Wiener Kritiker Hanslik, den Anti-wagnerianer, war er nicht gut zu sprechen. Als er von dessen erfolgreicher Karlsbader Kur erfuhr, sagte er grimmig: „Lieberleidend habe er fort und leiderlebend kehrte er zurück.“ Wiederholt hatte er schon eine zudringliche, schwärmerische Dame abgewiesen, die ihn im Künstlerzimmer während der Pause, in der er sich etwas vom Spielen erholen wollte, zu sprechen wünschte. Als sie wieder an die Tür klopfte, öffnete sie der Diener halb und Bülow rief zornig, dass es die Dame wären sollte. „Sagen Sie doch, ich hätte wieder einen Hund durchgeschickt. Einem arroganten Kritiker, der sich erdreiste, Bülow in der Tonhalle in einer Sinfonie zu tadeln, schrieb er: „Für Ihre gültigen anerkennenden Worte danke ich ergebenst und erlaube mir zugleich, Sie morgen abend 9 Uhr zum Souper einzuladen und zu einer gemühtlichen Aussprache unter vier Augen.“ Der Rezensent hütelte sich wohl, zu kommen.

Eine Menge Anekdoten existieren auch der Zeit seiner pädagogischen Tätigkeit in München und Berlin. Ein auf seinen Sohn sehr stolzer Vater meldete diesen zum Eintritt in die Meisterklasse. Die lange Mahne des dreisten Jungen ärgerte Bülow ungemein, kaum hatte er eine halbe Seite vorgelesen, schrie Bülow „genug, genug“; der siegesgessene Vater erwartete ein günstiges Urteil von dem Meister. Dieser drückte ihm 5 Pfennig in die Hand und sprach barsch: „Lassen Sie dem Jungen die Haare schneiden, aber recht kurz.“ Einem jungen reichen Amerikaner, der schlecht vorbereitet zur Stunde kam, drohte er mit der Hand und äusserte sarkastisch: „Na, mein lieber Nabob, Sie klinkern wohl auch lieber mit den Dollars in der Tasche, als mit den Fingern auf dem Klavier.“ Zu einem Engländer, der ohne Gefühl und Vortrag eine Sonate abspielte, sagte er: „Sie mit Ihrem Fischblut werden nie ein Künstler. Sie spielen so schleierhaft und kalt wie der Londoner Nebel.“ Ein Bankierssohn versäumte oft den Unterricht, versuchte durch starkes Pedal die falschen Töne zu verdecken und versah sich häufig beim Fingersatz. Bülow tatdelte ihn scharf mit den Worten: „Pianospiele ist kein Börsenspiel, aber zum Bankier taugen Sie auch nicht, ich fürchte, dass Sie wegen Wechselnotenfälschung und Unterschlagung bald ins Zuchthaus kommen.“ Ein kräftig gebauter, junger Schulhörer meldete sich in München als Schüler, benamh sich sehr dünkelt und malträtierte eine leichte Sonate entsetzlich, spielte echt dilettantenhaft und unmusikalisch. Bülow griff ihn fest an die Muskeln und sagte barsch: „Sie willer Athlet, prügeln Sie lieber Ihre Landsuben in der Schule tüchtig durch mit Ihren Bärenkräften, dazu haben Sie sicher mehr Talent, als zur Musik.“ Ein vermöglicher Amerikaner plagte sich mit dem Stück von Beethoven „Die Wut über den verlorenen Groschen“ das er recht leichtsinnig und stumpfhaft abspielte. Ironisch besetzte Bülow: „Sagen Sie mal, Sie heissen Mamonnoszöze. Sie geraten wohl erst in Wut, wenn Sie 1000 Dollars verlieren!“

(Nach Aufzeichnungen von Konzertmeister Georg Schmidt, Wien 1874)